

Etwas über Abhärtung.

Über keinen Zweig der allgemeinen Gesundheitspflege herrschen wohl so viele verschiedene Meinungen, Vorurteile und Irrtümer — und nicht nur bei „Laien“ — wie über Abhärtung. Da sieht man Kinder in Pelz- oder Samtmützen, mit dicken Schals um den Hals und nackten Beinen herumlaufen, dort Erwachsene jeden Alters, die sich in mehr oder minder kaltem Wasser zu Amphibien ausbilden zu wollen scheinen und dergleichen mehr. Die erlängte Gepflogenheit, die gegen die bekannteste Gesundheitsregel verläßt: „Den Kopf halt kühl, die Füße warm, das macht den besten Doktor arm,“ verurteilt sich selbst; wie aber diese Mode noch immer Nachahmung finden kann, ist um so unbegreiflicher, als nach allen Erfahrungen die nacktbeinigen Kinder keineswegs die abgehärtetsten sind. Gegen die wärmenden Kopfbedeckungen bringt schon Herodot (III, 12) eine beherzigenswerte Mahnung: Fünfzig Jahre nach dem siegreichen Zug des Perserkönigs Kambyses gegen die Ägypter sah der große Schriftsteller noch die Gebeine der Gefallenen auf den Schlachtfeldern liegen, und es entging ihm nicht, daß die Schädel der Perser so schwach waren, daß, wenn man mit einem Steinchen dagegen wirft, man ein Loch darin macht; der Ägypter Schädel aber sind so hart, daß man sie kaum zerschmettern kann, wenn man mit einem kräftigen Stein daran schlägt. Weil die Ägypter gleich von Kindheit sich den Kopf scheren und nicht bedecken, so wird der Knochen an der Stirne hart; eben daher kommt es auch, daß sie niemals Kahlköpfe werden, während die Perser von früh auf ihre Tier-Pelzhüte tragen.“

Auch wissen die gemachten Erfahrungen nichts davon, daß die behufs „Abhärtung“ mit kaltem Wasser Behandelten sich nach einer solchen Kur weniger erkälten als vorher. Es ist überhaupt ein Irrtum, wenn man die Einwirkung der Kälte als

Hauptmittel zu betrachten pflegt. Dagegen spricht schon der Umstand, daß Erkältungskrankheiten die Einwohner der nördlichen Länder ebenso schonungslos heimsuchen wie die Südländer; ja die letzteren zeigen sich, wie aus den Berichten der Nordpolreisenden hervorgeht, gegen Kälte oftmals widerstandsfähiger als ihre Kameraden aus den skandinavischen Ländern.

immer einige Leute geben, denen ein kühles Bad selbst mehrmals am Tage, nichts schadet; es werden dies aber nur Ausnahmefälle sein. Namentlich ist zu vermeiden, Kindern, die wie Greise ein größeres Maß Wärme gebrauchen, durch übermäßige Kaltwasserprozeduren diese zu entziehen. Man wird deshalb Abhärtungsversuche bei diesen überhaupt nur auf vorgeschrittenen Altersstufen, bei stärkeren Kindern früher, bei schwächeren später, beginnen lassen. Hierzu hat Doktor Heder in der vorjährigen Naturforscher-Versammlung beachtenswerte Zahlen beigebracht: Von sechzig Kindern im ersten Lebensjahre wurde ein Teil durch täglich mehrmals wiederholte kalte Uebergießungen (vermeintlich) strenger, ein anderer Teil täglich durch ein kühles Bad oder ebenjohliche Abreibung milder, und einige überhaupt gar nicht „abgehärtet“. Die Wirkung war die, daß von den sogenannten streng abgehärteten 62%, von den milder abgehärteten 38% und von den gar nicht abgehärteten 31% empfindlich für Erkältungen wurden. Mit Rücksicht auf das, was wir schon oben sagten, ist ferner nicht zu verwundern, daß von den erwähnten streng abgehärteten Kindern überhaupt nur 19%, von den garnicht abgehärteten dagegen 53% gesund blieben.

Die kritiklose Anwendung des Wassers zum Zwecke der Abhärtung wird nicht dadurch verbessert, daß man, der herkömmlichen Gewohnheit gemäß, eine trockene Abreibung danach folgen läßt. Dieselbe pflegt zudem nicht so gründlich ausgeführt zu werden, daß eine für manche Fälle allerdings oft wohlthätige Ableitung von den inneren Organen dabei zustande kommt. Daß damit aber für die ins Auge gefasste Abhärtung nichts gewonnen, liegt wohl auf der Hand. Eine richtige Abhärtungskur muß vielmehr in der Weise vorgehen, daß sie mit geringen Differenzen anfangend, verschiedene Temperaturen hintereinander auf den Körper einwirken läßt, und zwar ohne nachfolgende Abreibung und nicht etwa blos mittelst Wasser, sondern noch mehr durch Luft. Dement-



Zum russisch-japanischen Kriege.

Offiziere der russisch-kaiserlichen Garde verabschieden sich auf dem Nikolaus-Bahnhof in Petersburg vor ihrer Abfahrt nach dem Kriegsschauplatz.

Bekannt ist übrigens, daß Erkältungskrankheiten häufig genug dort auftreten, wo kein Mensch friert, während man andererseits Nase und Ohren erkriegen kann, ohne sich dabei zu „erkälten“. Vor allem ist aber vor übermäßiger Kaltwasserbehandlung zu warnen, die, wie jeder andere dem Körper gebotene stärkere Reiz, durch Gewohnheit zur Steigerung verführt und sich mit der Zeit durch bleibende Gefäßerweiterung, Nervosität usw. rächt. Selbstverständlich wird es



sprechend hat in neuerer Zeit die Erfahrung gezeigt, daß sich Abtätigkeit viel besser durch beständigen Aufenthalt in freier Luft und Schlafen bei offenem Fenster abhärten. Daß übrigens auch die stärksten Temperaturdifferenzen vom Menschen gut ertragen werden, weiß jedermann schon aus den sogenannten russischen Bädern, in denen kalte Duschen unmittelbar auf heiße Dampfbäder folgen. Auch sollen die fast nackten Maschinenbeizer auf Dampfschiffen nur höchst selten an Schnupfen leiden, obwohl sie in ihrer glühenden Atmosphäre beständig einem von oben abwärts gerichteten kalten Luftstrom ausgesetzt sind — ein Beweis dafür, daß der auf 37½° eingestellte Organismus von Natur aus Vorrichtungen zur Wärmeregulierung besitzt, die jene innere Körpertemperatur gegenüber der äußersten Kälte und Wärmegrade unverändert behaupten. Es müssen oft auch andere Faktoren beim Zustandekommen einer Erkältungskrankheit mitwirken. Zunächst finden wir Personen dazu geneigt, die sich durch peinliches Vermeiden von allen schroffen Temperaturwechseln, Zugluft usw. verwehrt haben, d. h. deren Anpassungsfähigkeit für jene Reize abgenommen hat. Wenn wir auf die buchstäbliche Bedeutung des Wortes zurückgehen, so werden wir unter „abgehärteten“ Menschen solche von hartem, festem und derbem Fleisch zu verstehen haben, im Gegensatz zu verwehrteten Individuen mit weichem, stark wässrig durchfeuchtetem Fleisch. Wir müssen also Prof. G. Jäger recht geben, der immer die Abhärtung in der Entwässerung, nicht in Bewässerung findet. Seine Ansicht wird unterstützt durch das Wesen der „Trainingung“, als einer durchaus ruhigen, durch schweißtreibende Bewegungen auf die Entwässerung des Körpers ausgehende Abhärtungsweise, der unsere Jugendspiele, Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. a. durchaus ebenbürtig sind.

In demselben Sinn ist noch vor der Auffütterung der Kinder zu einem die Anatomie des Körpers zum Verschwinden bringenden Fettklumpen entschieden zu warnen. Abgesehen davon, daß die Abnahme der Blutmenge mit der Zunahme des Körperfettes abnimmt, geht aus oben Gesagtem hervor, daß der mit dem Fetttank zunehmende Wassergehalt die Ernährungsfähigkeit steigert und jener überhaupt bei allen fieberhaften Erkrankungen stets ein wesentliches Hindernis für die schnelle Heilung bildet. Es ist daher bei Wägungen, wenn irgend tunlich, stets das spezifische Gewicht des Menschen zu ermitteln, das man beiläufig dadurch findet, daß man den genau gewogenen Körper ins Wasser taucht und das Gewicht des von ihm verdrängten Wassers in sein absolutes Gewicht dividiert.

Die Bibliothek meines Onkels.

Aus dem Französischen von Adele Reuter.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Ohl tausendmal las ich diese Seite immer wieder von neuem durch. Ich war außer mir vor Freude; denn, wenn ich in Geiste die harmlosen Einzelheiten dieser Geschichte mit dem verglich, was ich in den Zügen meiner Zübin gelesen, so hatte ich allen Grund zu glauben, daß ihr meine Scheu und Verlegenheit durchaus nicht mißfallen hatten, wie ich auch aus ihrem Gespräch mit meinem Onkel hatte schließen dürfen, daß ihr meine Befangenheit nicht entgangen war, ebenso wenig, wie mein Gesicht am Fenster. So hatten wir uns verstanden und ich war tausendmal weiter, als ich es gehofft hatte; ich durfte mich also fortan der Neigung meines Herzens hingeben, ohne durch die Schwierigkeit des ersten Schrittes, oder die Furcht ihr fremd zu sein, zurückgehalten zu werden. Ich fertigte mir zunächst eine genaue Abschrift dieser löblichen Zeilen; dann aber fiel mir ein, welchen Kummer ich meinem Onkel verursacht hatte, und ich benutzte seine Abwesenheit, um das Buch wieder auf sein Zimmer zu tragen, wo ich es so unter den anderen versteckte, daß er glauben konnte, er selbst habe es verlegt.

Dann ging ich wieder in mein Zimmer hinunter, wo ich mich einschloß, um ganz allein zu sein

mit meinen Gedanken, die mir an jenem Tage eine liebe Gesellschaft waren. Immer ging ich in meinen Geiste die gleichen Erlebnisse durch, um ihnen immer neue Seiten abzugewinnen, bis ich, endlich davon ermüdet, das, was bereits getan war, auf sich beruhen ließ, um zu erwägen, was mir noch zu tun blieb; denn es erschien mir fortan als das einzige Ziel meines Lebens, mein Gesicht mit dem ihren zu verknüpfen.

Ich war achtzehn Jahre alt. Ich war Student, ohne Beruf und ohne andere Mittel, als die, welche mir die Güte meines Onkels gewährte. Aber diese Schwierigkeiten hinderten mich wenig, und ich überwand sie mit Hilfe der tausend Quellen, die mir jener Mut erschloß, mit dem uns die Leidenschaft einer ersten Liebe erfüllt. Ehrgeiz, Aufopferung und eine unbeflimmte Sehnsucht nach Ruhm und Ehren veredelten mein Herz und erhoben mich bis zu meiner geliebten Zübin empor; schließlich erhielt ich ihre Hand und bot ihr ein Gesicht, das ihrer würdig war. Ober aber, wenn ich daran dachte, wie weit ich noch von dieser glänzenden Wirklichkeit entfernt war, so wünschte ich mir im innersten Herzen, sie möchte arm, niedrig und verlassen sein, kurz, sie möchte sich in einer solchen Lage befinden, daß ein Bund mit mir ihr vorteilhaft erscheinen könnte, und da war die Geringschätzung des Portiers, an die ich mich noch genau erinnerte, meine einzige Hoffnung. Es war an einem Sonntag; die Glocken riefen die Gläubigen zur Kirche und ihr eintöniger Schall brachte mein Gemüt wieder zur Ruhe. Sie verstummten und die Stille der Straßen ermutigte meine Gedanken, die sich über alle Hindernisse hinauf geschwungen hatten. Bald begann die Harmonie der frommen Lieder, der feierliche Klang der Orgel in süßer Weise meine Träumerei zu beeinflussen, bis ich mich endlich, ohne mir dessen bewußt zu werden, selbst inmitten der Schar der Gläubigen sah, während ich ein ruhiges Glück an der Seite meiner Gefährtin genoß. Neben einander sitzend sahen wir beide in dasselbe Gesangbuch ein, auf das sie ihre schönen Augen senkte, während ihr Atem sich mit dem meinen mischte, und genossen eine jüdische Glückseligkeit, die uns beiden hier auf Erden zufallen war und die wir beide für das künftige Leben erpöckten.

Wie aber kam eine Zübin in den christlichen Gottesdienst? Nein, ein solcher Gedanke kam mir nicht. Die Seele eines Liebenden berückt sich in ihren Träumen nur ihre Wünsche und Phantasien, die ihr eine süße und bequeme Gesellschaft sind, da nichts sie in ihren Belustigungen stört. Ach! Ich mußte später wieder auf die Erde hinabsteigen und in Gesellschaft der Wirklichkeit, unter der Zucht der kalten Verstandes und der Vernunft meinen Lebensweg dahin wandern. Ach! nicht einer dieser strengen Lehrmeister hat mir einen Augenblick geschenkt, der sich den himmlischen Erregungen jener Zeit vergleichen ließe. Oh! Warum sind diese Augenblicke so kurz, und warum fehlen sie niemals wieder?

Ich kannte weder den Namen noch die Wohnung derjenigen, die sich so meines ganzen Seins bemächtigt hatte. Mit wachsender Ungebild erwartete ich die Mittagsstunde. Sie erschien nicht. Ebenso gingen der Dienstag und Mittwoch vorüber. Endlich erfuhr ich, daß der Kranke, den sie mit so rührender Sorgfalt umgeben hatte, vor zwei Tagen gestorben war. Am Feiertag war ich voller Ungebild zu meinem Onkel hinaufgegangen; da klopfte ein Unbekannter an die Türe und übergab ihm ein Paket.

„Deffne es, Julius,“ sagte mein Onkel zu mir. Ich öffnete es. Es enthielt das Buch in Saffianeinband. Auf der Innenseite des Deckels standen die Worte:

„Sollte ich sterben so bitte ich dieses Buch Herrn Tom zurückzugeben, von dem ich es erhalten habe!“ Und weiter unten:

„Wenn Herr Tom mir einen Gefallen erweisen wollte, so möchte ich ihn bitten, dies Buch seinem Neffen zu geben, zum Andenken an diejenige, die er in der Bibliothek empfangen hat.“

„Wenn sie stirbt!“ rief ich bestürzt. „Sie! sterben!“

„Das arme Kind!“ sagte Onkel Tom, „was mag ihr zugestoßen sein?“

„Wo wohnt sie, Onkel?“
 „Wir wollen gehen und uns nach ihr erkundigen.“
 Bald darauf waren wir auf der Straße. Es regnete. Wir waren fast die einzigen Fußgänger. An einer Straßenecke kam uns ein Trupp Menschen entgegen. Mein Onkel verlangsamte seinen Schritt.
 „Was ist denn?“ fragte ich erstaunt.
 „Gehen wir denn nicht?“
 „Mein armer Julius, es ist zu spät.“
 Es war der Leichenzug — vor zwei Tagen hatten die Blattern sie dahin gerafft.

Schon am nächsten Tage begann ich wieder mein müßiges Leben; aber wie bitter und leer wäre dieser Müßiggang gewesen, wie nichtsagend meine Zerstreungen, voller Ekel vor der Welt, den Menschen und sogar dem Leben, ohne den Reiz einiger Erinnerungen. Mein liebster Gesellschafter, mein teuerster Freund war das kleine Buch, und so oft ich darin die mir bestimmte Zeile las, schnürte der Kummer mein Herz zusammen, bis mir die Tränen aus den Augen stürzten und mein Gemüt erleichterten. —

Mein zweiter Freund war Onkel Tom. Ich vertraute ihm alles an, und als ich ihm selbst meine List beichtete, hatte sein Herz nur Nachsicht und Güte für mich. Von meiner Trauer ergriffen, nahm auch er daran Anteil, ohne sie allerdings ganz zu verstehen, und wenn er mich des abends in meinem Schmerz verfunken daliegen sah, zog er leise seinen Stuhl näher an den meinen heran, und wir saßen schweigend nebeneinander; von Zeit zu Zeit sprach er in feiner naiven Einfachheit die abgebrochenen Worte:

„Ein so kluges Mädchen! Ein so schönes Mädchen! Ein so junges Mädchen!“
 Und ich sah beim Scheine des Herdfeuers eine Träne in seinen alten Augen aufleuchten. Endlich half mir auch die Zeit über meinen Schmerz hinweg. Sie gab mir die Ruhe wieder und schickte mir andere Freuden, aber nie wieder so köstliche; — ich hatte meine Zübin begraben.

III.

Genriette.

Wie treu ist unser Herz, wenn es noch jung und rein ist! Wie zart ist es dann und aufrichtig! Wie hatte ich diese Zübin geliebt, die mich noch kaum gesehen hatte, und die mir so bald entrispen worden war. Und wach ein himmlisches Bild bewahrte ich mir in meiner Erinnerung von diesem arten Wesen, das Anmut, Keuschheit und Schönheit so reizend in sich vereinte!

Erst allmählich machen wir uns einen Begriff von dem Tode. In unserer ersten Jugend hat dieses Wort für uns noch keinen Sinn. Den Kindern erscheint alles blühend, eben im Werden begriffen, kaum geschaffen; dem Jüngling ist alles Kraft, Jugend, überquellendes Leben; zwar entschwinden einige Wesen unseren Augen, aber sie sterben nicht. — Sterben! Das heißt: für immer der Freude entsagen! Verlieren den heiteren Anblick der Gefährten, des Himmels! Selbst dieses Denkbemögen verlieren, das so reich belebt ist von glänzenden Hoffnungen, von täuschenden und lebendigen Träumen! —

Sterben, das heißt: sterben müssen, wie unsere Glieder, die jetzt vor Kraft strotzen, die das Leben durchglüht und rotes Blut färbt, sehen zu müssen, wie diese Glieder schwächer werden, erstarren und, von entsetzlicher Todesblässe umhüllt, sich auflösen. Um dies zu verstehen, müssen wir in die Erde einbringen, die Leichentücher heben und die zerstörten Leiber, die modernen Gebeine betrachten. —

Der Greis kennt diese Bilder und sucht sie aus seinem Geiste zu bannen; dem Jüngling aber zeigen sie sich nicht einmal.

Er verliert diejenige, die er liebt, er weiß, daß er sie nie mehr wieder sehen wird, er begegnet ihrem Leichenzuge; er weiß sie dort unten zwischen jenen Brettern unter der Erde — und immer noch ist sie es, die er dort sieht — unverändert, immer gleich schön, rein und reizend mit ihrem keuschen Lächeln, ihrem schüchternen Blick und ihrer ergreifenden Stimme.

Er verliert diejenige, die er liebt, sein Herz krampft sich zusammen oder sucht auf in heißem

Schluchzen; er sucht, er ruft diejenige, die ihm ent-
rissen wurde; er spricht mit ihr, und indem er ihrem
Schatten sein eigenes Leben, seine eigene Liebe gibt,
sieht er sie vor sich — immer noch ist sie es, un-
verändert, immer gleich schön, gleich rein und reizend
mit ihrem keuschen Lächeln, ihrem schüchternen Blick
und ihrer ergreifenden Stimme.

Er verliert diejenige, die er liebt; nein, er trennt
sich nur von ihr; sie weilt an einem entfernten Ort,
und dieser Ort wird durch ihre Gegenwart verschönt;
er wird: „Von ihrem Fuße verherrlicht, erleuchtet
von ihrem Blick.“

Dort ist alles Schönheit, Liebe, mildes Licht,
keusches Geheimnis. — Und doch sind an dem Ort,
wo sie weilt, Nacht, Kälte und der Tod mit seinen
unfauberen Trabanten an ihrer heimlichen Arbeit.

Allmählich erst wird der Begriff des Todes uns
klar; sobald er sich aber erst einmal dem Geiste des
Menschen aufgebracht hat, verläßt er ihn nicht mehr.
Einst bedeutete ihm das Leben seine Zukunft; nun
ist der Tod das Ziel all seiner Pläne; so mischt sich
von nun ab der Tod in all seine Handlungen ein
— an ihn denkt er, wenn er seine Speicher füllt,
ihn befragt er um Rat, wenn er seine Besitzungen
erwirbt, er ist zugegen, wenn er seine Pachtverträge
abschließt, er schließt sich mit ihm in sein Kabinett
ein, wenn er sein Testament aufsetzt, und der Tod
setzt schließlich seinen Namen darunter.

Die Jugend ist hochherzig, tief empfindend, kühn . . .
Die Greise aber nennen sie verschwenderisch, unbedacht,
tollkühn.

Das Alter ist sparsam, weise, vorsichtig . . . und
die jungen Menschen nennen es geizig, egoistisch,
feige.

Aber warum beurteilen sie einander, und wie
können sie einander beurteilen? Sie haben keinen
gemeinsamen Maßstab. Die Einen rechnen nur mit
dem Leben, die Anderen nur mit dem Tode.

Es ist ein wichtiger Augenblick, der Zeitpunkt,
in dem sich der Horizont des Menschen verändert.
Jene ewigen Gestirne, die uns einst so fern, so endlos
erschiene, rücken uns näher. Die phantastischen und
glänzenden Wolken verdichten sich und bleiben un-
beweglich stehen; diese einst von Azurblau und Gold
erfüllten Weltenträume zeigen jetzt nur noch die Nacht
nach einer kurzen Dämmerung. Oh! Wie hat sich
sein Dasein geändert! Wie sinnlos war alles, was er
bisher getan hat! Jetzt erst versteht er, warum sein
Vater so ernst, sein Ahne so düster ist, und warum
er sich zurückzieht, wenn die Jugend am Abend ihre
Spiele beginnt.

Er wird aufgeregt; diese neue Idee wühlt sein
Herz auf und ruft in ihm die Erinnerung nach an
manche Rede, manche Handlung, deren düsterer oder
tröstlicher Sinn ihm früher verschlossen blieb . . .

Es war in den Tagen meiner frühesten Jugend,
an einem Sonntage; da sah und hörte ich, wie eine
Schar lustiger Gesellen, unter einer Weinlaube sitzend,
das Leben priesen und den Tod verhöhnten; sie
lachten, tranken, freuten sich dieses kurzen Daseins,
und ein lustiges Lied schwang sich, durch das Wein-
geranke schlüpfend, fröhlich in die Lüfte:

Da wir doch einst modern müssen
In des Grabes dunklem Schöße,
Laßt uns, Freunde, noch genießen;
Laßt genießen uns und trinken.

Kommt dann einst mit seiner Sense
Uns der Knochenmann zu holen,
Noch ein Glas! Und aus dem Keller
Springen wir ins Grab hinunter!

Und in fröhlichen, warmen Tönen wiederholte der
ganze Chor:

Kommt dann einst mit seiner Sense
Uns der Knochenmann zu holen,
Noch ein Glas! Und aus dem Keller
Springen wir ins Grab hinunter!

Ein andermal, in noch früherer Zeit, sah ich auf
einem feingigen Stück Felde einen schwachen Greis
tief gebeugt unter der schweren Last der Feldarbeit
sich abquälen. In der fengenden Sonnenglut grub
er den unfruchtbaren Boden um; der Schweiß tropfte
ihm von dem kahlen Haupte und der Spaten zitterte
in seinen dürren Händen.

Da trabte ein Reitersmann an der Herde entlang.
Als er den alten Mann gewahrte, mähtige er den
Schritt seines Pferdes.

„Das ist wohl eine schwere Mähe?“ meinte er.
Der Greis hielt einen Augenblick inne und gab zu
verstehen, daß es ihm an Mähe nicht fehle, bald
aber nahm er wieder seinen Spaten zur Hand:
„Man muß sich gedulden,“ sagte er einfach, „bis
man in den Himmel kommt!“

Das sind ferne, aber mächtige Erinnerungen,
deren jede den Keim zu einer ganz verschiedenen
Lebensanschauung in sich birgt. Welcher dieser Keime
wird in uns die Oberhand gewinnen? . . .

Ist die Todesnacht ewig, die auf diese kurze
Dämmerung folgt? Dann laßt mich mit euch an-
stoßen, ihr lustigen Gesellen! Laßt mich mit euch das
Leben feiern und den Tod verhöhnlen! . . . Dann
will ich alles einsegen für mein Leben und mein
eigenes Wohl: Ehre, Tugend, Menschlichkeit und
Reichtum; denn mein Gott ist dann mein eigenes
Ich; meine Ewigkeit ein Tag; mein Anteil am Glück,
alles was ich anderen entweiden kann. Dann werde
ich als rechtschaffen gelten, wenn ich stark, reich und
vom Schicksal verwöhnt bin; aber als rechtschaffen
auch dann, wenn ich als einer der Schwachen, List
anwende; wenn ich, da ich arm bin, stehle; wenn
ich als Enterbter in der Dunkelheit einen anderen
ermorde, um mir mein Teil von der Erbschaft zu
rauben; denn auch für mich kommt die ewige Nacht
herbei und so gut wie sie, habe auch ich das Recht
zu genießen!

„Kommt dann einst mit seiner Sense . . .“
Lustiges Lied, wie traurig bist du doch im Grunde!
Ich möchte dich dem blumigen Boden vergleichen,
der nichts verbirgt, als moderne Gebeine!

Wenn aber der Nacht am Ende dieser kurzen
Dämmerung ein Sonnenaufgang folgt? Wenn sie
nur ein dichter Schleier ist, der herrliche, ewige Ge-
fülle verhüllt? Dann laß mich zu dir treten, alter
Mann; deine Lumpen locken mich, laß mich in deinen
Bahnen wandeln! Welcher Friede für das Herz, und
welches Licht für den Geist! Eine gemeinsame Lebens-
aufgabe, ein gemeinsamer Gott und eine gemeinsame
Ewigkeit! Komm, mein Bruder, dein Elend rührt
mich; dieses Gold bringt mich in die Verdammnis,
wenn ich deine Not nicht damit lindere! Leiden und
Ergebung, Reichtum und Barmherzigkeit sind keine
leeren Worte mehr, sondern süße Veränderungsmittel
und Schritte zum ewigen Leben. Das Schlechte ist
also wirklich schlecht; das Gute müssen wir erwählen
und tun. Die Gerechtigkeit ist also doch heilig, die
Menschlichkeit gesegnet; der Schwache hat seine Rechte
und der Starke seine Pflichten. Mächtig aber arm-
selig, niemand ist enterbt, wenn nicht durch sein
Verbrechen. Freuden und Reichtümer, ihr habt eure
Schattenseiten und Nachteile. Armut, Schmerzen
und Qualen, ihr habt eure Süßigkeiten und Vor-
züge! . . . Tod, ich will weber dir trogen, noch dich
fürchten; ich bin nur darauf bedacht, mich vorzubereiten,
damit ich jene seligen Gefilde sehen darf, zu denen
du uns den Eingang erschließest. Wie heilig erscheinst
du mir, und als ein wie reicher Trostspender, du
alter Mann! Ich möchte dich den alten Trümmern
vergleichen, die an einsamen Orten einen Schaß be-
decken.

So nehmen die Dinge ein anderes Aussehen an,
je nach dem Standpunkt, von dem aus wir sie be-
trachten. Und so bedeutungsvoll ist für den Menschen
der Augenblick, in dem sich ihm, nun der Begriff des
Todes von seinem Geiste Besitz ergriffen hat, zwei
Wege erschließen. Wäre der Mensch nur Logiker,
so würde man ihn, je nach seiner Lebensanschauung,
auf dem einen oder anderen dieser Wege, einer ge-
bieterischen und verhängnisvollen Notwendigkeit ge-
hörchend, stets von bestimmten Voraussetzungen zu
bestimmten Folgerungen gelangen sehen. Glücklicher-
weise aber kennt und liebt der Mensch, unabhängig
von jedem bestimmt formulierten System, die Ordnung,
die Gerechtigkeit und die Güte; die Tugend fesselt
ihn und hält ihn fest, sobald er sie erst einmal ge-
kostet hat. Und überdies hat er, der nur ein arm-
seliger Beurteiler, ein irrender Geist, ein schwaches,
ganz von seinen Leidenschaften oder Vorurteilen be-
herrschtes Geschöpf ist, weber Zeit noch Kraft, über-
aus schändlich oder edel zu sein . . . Folgt jedoch
der Herde des Menschengeflechtes und beobachtet
diejenigen, die sich von ihr absondern, um ihr zu

nützen oder zu schaden; ihr werdet unter ihnen die
Ueberzeugtesten und Energiertesten finden; und ihr
werdet sehen, wie sie ohne Stolz den Weg der
Tugend, noch ohne Bewußtseinsbisse den des Lasters
beschreiten.
(Fortsetzung folgt.)

Seine Mutter.

Von L. Zesch.

Es war ihr erster Ball in Berlin und über-
haupt ihr erster. — Sie sah klein und
zierlich aus, trotz der hochgesteckten, tou-
pierten Frisur, und neben Tante Annas
üppiger Gestalt verschwand ihr Figurchen fast ganz.
Hübsch war sie nicht, aber es lag etwas anmutig
Goldes über der jugendfrischen Erscheinung und die
blauen Augen blühten klar und gut in die Welt.

Der Saal war von elektrischem Licht durchflutet
und spiegelblank, und sie mußte die Füßchen voll
aufsetzen, um nicht auszugleiten. Dinkel und Tante
waren halb von Bekannten umringt. Sie sprachen
über dies und das, und sie stand zwei Schritt ab-
seits und nestelte am Kettchen des Armbandes, das
sich an den Knöpfen des bänischen Handschuhs ver-
haspelt hatte.

Dann kam der Tanz. Polonaise. Sie tanzte
mit Dinkel, weil kein anderer kam.

„Du bist hier zu unbekannt, Trudchen, und wirst
Dich wohl kaum amüsieren,“ sagte Tante Anna.
„Laß nur, Tante, ich amüsiere mich — auch
wenn ich zusehe.“ Aber das Mündchen zitterte
dabei.

Die Polka ging vorüber. Trude sah stumm
neben der Tante. Es kam keiner! Wenn das so
fortging?!

Aber es ging nicht so fort.
Walzer! — Sie tanzte ihn für ihr Leben gern
und unwillkürlich glänzten ihre Augen, wie sie den
schwebenden Paaren folgten.

„Darf ich bitten, mein Fräulein?“

Galt das ihr? Fast erschrocken blickte sie nach
links; rechts sah die Tante. Aber die Dame links
rührte sich nicht, und nun hob sie ihren Kopf, und
zwei schwarze, lachende Augen forschten in ihrem
glühenden Gesicht.

Dann glitt sie durch den Saal. Ein paarmal
glitt sie auf dem spiegelblanken Boden aus und wenn
„er“ sie nicht gehalten hätte —

Und während des Tanzes sprach er zu ihr.
Sie fühlte seinen warmen Atem ihre Wangen streifen.
„Sie sind nicht Berlinerin, mein Fräulein?“

„Nein — o nein!“

„Aber es gefällt Ihnen hier bei uns?“

Die letzten beiden Worte betonte er.

„Ach, sehr!“ sagte sie schwärmerisch. „Ich möchte
immer in Berlin sein.“

Sie waren bei Tante Anna angelangt. Trude
warf ihm einen dankbaren Blick zu, dann setzte sie
sich und sah ihm nach, wie er so sicher zwischen den
Tanzenden sich hindurch wand. Sie sah, wie er
schräglüber am Spiegelpfiler lehnte.

Die schwarzen Augen lachten, und die weiße,
wohlgepflegte Hand hob sich zum Schnurrbart empor.
Unter dem blinkten die Zähne hervor.

Er sah zu ihr hinüber. Sie wandte sich ab und
wurde rot. Und dann kam noch einer, und sie tanzte
mit ihm. Er sprach auch ein paar Worte, aber sie
hörte sie kaum.

Wie sie am Spiegelpfiler vorüber kamen, streifte
ihr Kleid den noch immer lächelnden Mann, und
ihr wars, als spüre sie wieder seinen Atem.

Um Mitternacht verabschiedete er sich und ging
mit seinen Damen — seinen Cousinen, zwei hübsche,
schlanke Mädchen. An der Tür wandte er sich noch
einmal, und da Trude ihm nachsah, traf ihr Blick
den seinen. Der flimmerte so sonderbar.

Es wurden Vorträge gehalten. Trude hörte mit
halbem Ohr. Sie lachte mit, weil Tante lachte, und
die anderen. Ihre Augen waren nach der Bühne
gerichtet, aber ihr Blick sah nach innen. Dort
strömte es — so wohligh und weich.

Warum er immer so leise sprach? Man fühlte
seine Stimme wie ein Rosen. Auch seine Augen

kosten, und sein Atem. Sie fühlte ihn wieder und erschauerte.

Und nun gings heiß über ihren Hals, gerade so, wie er beim Tanz vor ihr stand.

Sie wandte den Kopf und erschrak. Dicht hinter ihrem Stuhl stand „er“ und war doch eben gegangen. Und die Augen lachten jetzt nicht. Sie blickten tief und heiß.

Und Trude erschauerte wieder und vor ihrem Blick verschwand alles.

„Ich mußte noch einmal kommen; es zog mich her.“

Ganz leise koste es in ihr Ohr, und es ging weiter — bis tief ins Herz. —

Als sie wieder daheim war, wollte der Schlaf nicht kommen. Sie sehnte ihn auch nicht herbei. Ihre Augen starrten ins Dunkle. Es war nicht dunkel. Wie Goldfäden flimmerte es — und mitten drinnen zwei heiße Augen.

Wie hatte er doch gesagt?

„Ich mußte noch einmal kommen“ und dann in der Garderobe „Nicht Adieu — auf Wiedersehen.“

Heiß war die schlante, weiße Hand und heiß der Blick gewesen.

* * *

Onkel hielt seinen Mittagschlaf und Tante Anna trank noch immer Kaffee. Trude rückte ungeduldig auf dem Stuhle hin und her. Es schlug drei Uhr, und um vier —

Tante Anna gähnte. „Ich bin furchtbar müde, Trude. Und Du?“

„Nicht im Geringsten, Tante! Ich will — ich möchte ins Freie.“

Und die Tante gähnte wieder.

„Dann nimm nur den Mantel, Trude, es ist kalt heute.“

Aber sie nahm den Mantel nicht. Sie nahm die prall anschließende Jacke und das feste, grüne Hütchen.

An den großen Schaufenstern verlangsamte sich ihr Schritt und sie prüfte den Eindruck ihrer Erscheinung. Ganz nett. Nur da, die Locken. Und sie zapfte das blonde Kraushaar tiefer in die Stirn.

Wie schön die Welt war! Wie schön Berlin! So sah sie es heute zum ersten Mal. So froh, so lebenswarm.

Die Sonne fuhr neckend da über die Fenster der Elektrischen, dort über den Helm des reitenden Schutzmannes. Die Menschen alle so froh! Viele lachten, Auch Trude lachte, aber nur innen, im Herzen. —

Und dann lachte sie nicht mehr. Das machten die tiefschwarzen Augen. Die tauchten so heiß hinein in die rosige Flut da drinnen. Die drängte nach außen, in ihre Wangen. Sie fühlte es — und „er“ sah es, denn er lächelte. —

Schnee lag auf den Wegen im Tiergarten. Die Sperlinge hüpfen piepend von Ast zu Ast. Aber es war gar nicht kalt! Was Tante nur wollte!

Auf der Brücke am Goldfischteich standen sie still. Durch die dünne Eisdecke quoll hier und da das Wasser. Sie blickten zusammen hinunter und blickten zusammen wieder auf, und wenn ihre Blicke sich trafen, da strömte es bald heiß bald kalt vom Herzen zum Kopfe, vom Kopfe zum Herzen.

„Nimm den Hut ab, Trude; ich will sehen, wie die Sonne in Deinem Goldhaar flimmert.“

Sie tat es. Sie mußte es tun, denn sie stand in seinem Vorn. Und das „Du“ klang ihr nicht fremd. Es koste, wie seine Augen, seine Stimme, — sein Atem —

Kein Mensch rings auf den Wegen. Nur dir Eisfläche da unten und die Sonne hoch oben am Himmel. —

„Bist Du mir gut, Trude?“

„Ja!“

Mit beiden Händen hielt er ihren Kopf umfaßt und hob ihn zu sich empor.

„Sag' „Heinz“ und sieh mich an!“

„Heinz!“

Sie hielt den flimmernden Augen Stand. Sie duldete die heißglühenden Lippen auf den ihren. —

„Kommst Du morgen?“

„Ich komme!“

* * *

„Das Ende?“ Und sie sieht erstaunt zu ihm auf. „Die Liebe hat kein Ende!“

Das war kein Regentropfen da auf seiner Hand. Der war heiß.

„Trudchen, das Wetter stimmt Dich traurig.“

„Ja — und der Abschied.“

„Komm, Trude!“

„Wohin, Heinz?“

„Wo uns niemand sieht.“

Es ist erst fünf Uhr, aber schon ganz dunkel.

Hier und da brennt eine Laterne. Still und ruhig die Straße, die sie jetzt gehen — still und ruhig das Haus, in das er sie führt. Auf der Treppe bleibt sie stehen und sieht ihn ängstlich fragend an.

„Heinz!“

„Fürchtest Du Dich, Trude?“

„Nein, Heinz!“

„Warum auch! Sie liebt ihn und er sie! Die

Liebe bringt nur Gutes, und er ist auch gut. —

Drinnen im Korridor ist ganz still und dunkel. Beim Schein des Streichholzes sieht sie ihr Gesicht im Spiegel und sie erschrickt, so blaß ist es. Sie sieht auch, wie Heinz die nassen Schirme zur Seite stellt — und jetzt fühlt sie doch wieder ein erstickendes Gefühl in der Kehle.

Und drinnen im Zimmer — sie wagt kaum zu atmen. Scheu gleiten ihre Augen vom Schreibtisch zum Sofa und wieder zurück. Dort im Stehrahmen ein Bild; ein gutes, altes Gesicht.

Sie tritt näher und betrachtet es.

„Wer ist das, Heinz?“

Er schraubt gerade an der Lampe. Der Lichtschein fällt voll auf sein Gesicht.

„Meine Mutter.“

„Seine Mutter! Wie zart er dabei lächelt. Ja, er ist gut. — Und nun denkst sie an ihre Mutter daheim. Wenn die das wüßte! —

Aber sie weiß auch nicht, wie gut er ist. —

Er nimmt ihr das Hütchen vom blonden Kraushaar und den nassen Mantel von den Schultern.

„Trudchen!“

„Heinz!“

Ganz still liegt sie an seiner Brust und lauscht aus ihrem Haar und löst die lang wallende, goldige Flut. —

„Was tust Du, Heinz!“

„Ich will Dein Goldhaar flimmern sehen.“

Und wieder drückt er sie an sich. Seine Hände sind heiß, sein Atem glüht und in den Augen flackert es wie Loh.

„Fühl, wie mein Herz klopft, Trudchen —“

„Ich fühle, Heinz!“

„Klopft auch das Deine?“

„Ja, Heinz!“

Doch plötzlich reißt sie sich jäh aus seinem Arm.

„Heinz, ich will fort — mir ist so angst!“

Und er forcht zitternd in ihren Jügen, ob das Weib in ihr erwacht. Aber es erwacht nicht. Nur ein schönes Ahnen durchbebt die keusche Blüte.“

„Trudchen, jetzt willst Du fort? Jetzt?“

Sie rafft das flimmernde Blondhaar zusammen und steckt es hoch. Dann streicht sie mit der kleinen, weißen Hand über seine febernde Stirn.

„Komm, Heinz — sonst hab ich Dich gar nicht mehr lieb!“

Dann nimmt sie das Bild vom Schreibtisch.



Zum russisch-japanischen Kriege.

Eine japanische Kavallerie-Batallion in Korea auf der Auschau nach dem Feinde.

Sie kam. Aber die Sonne schien nicht wie gestern. Die großen Schaufensterscheiben waren trübe vom Regen. Er klatschte an die Fenster der Elektrischen; er tropfte vom Helm des reitenden Schutzmannes. Die Menschen haften an einander vorüber und stießen mit den nassen Schirmen gegen einander. Alles grau.

„Trude, Du bist herzig! Bei dem Regen!“

„Ich versprech es Dir doch — und — ich reise morgen.“

„Du reisest morgen? — und warum?“

„Mama ist krank; da muß ich nach Hans! Ich wollte — Dir nur — noch Adieu sagen.“

„Aber doch nicht hier im Regen?“

Er zog sie mit sich fort, und so, an seinem Arm, hörte das Würgen in ihrer Kehle auf. Vor dem Fenster einer Konbitorei machten sie Halt.

„Da hinein? Nein, Heinz, das geht nicht!“

„Warum nicht, Trudchen?“

„Ich — ich habe — Tante belogen! Sie glaubt, ich wäre bei Sodens, und wenn uns nun jemand sähe —“

„So soll — das — das Ende sein?“

dem Klopfen seines Herzens. Er nimmt die Nadeln aus ihrem Haar und löst die lang wallende, goldige Flut. —

„Was tust Du, Heinz!“

„Ich will Dein Goldhaar flimmern sehen.“

Und wieder drückt er sie an sich. Seine Hände sind heiß, sein Atem glüht und in den Augen flackert es wie Loh.

„Fühl, wie mein Herz klopft, Trudchen —“

„Ich fühle, Heinz!“

„Klopft auch das Deine?“

„Ja, Heinz!“

Doch plötzlich reißt sie sich jäh aus seinem Arm.

„Heinz, ich will fort — mir ist so angst!“

Und er forcht zitternd in ihren Jügen, ob das Weib in ihr erwacht. Aber es erwacht nicht. Nur ein schönes Ahnen durchbebt die keusche Blüte.“

„Trudchen, jetzt willst Du fort? Jetzt?“

Sie rafft das flimmernde Blondhaar zusammen und steckt es hoch. Dann streicht sie mit der kleinen, weißen Hand über seine febernde Stirn.

„Komm, Heinz — sonst hab ich Dich gar nicht mehr lieb!“

Dann nimmt sie das Bild vom Schreibtisch.

„Schief mirs zum Abschied, Heinz. Es sind Deine Augen, ich will sie bei mir haben, bis Du zu uns kommst.“

„Wie ich —
„Aber bald mußt Du kommen, Heinz. Ich will unter süßes Geheimnis so lange bewahren. Auch Muttern soll es noch nicht wissen. Der sag ich sonst alles! Du auch, Heinz?“

Wie träumend fährt er mit der Hand über die Augen. Sie aber lächelt still vor sich hin.

„Was sie dazu wohl sagen werden? Dunkel und Tante und alle daheim? Ich bin doch erst „siebzehn“ und schon Braut!“

„Braut?“ flüsterte er mechanisch nach.
„Wie gut sie sein muß, Deine Mutter; ich werde sie sehr lieb haben.“

Er sieht, wie sie das Bild küßt und es in der Manteltasche birgt, und ein tiefes Seufzen ringt sich aus seiner Brust.

„Trude! Dank ihres, der Mutter!“

Und hastig zog er sie mit sich fort. Sie ging still neben ihm her. Sie sagte nichts und fragte nichts. Aber in ihr keimte etwas empor — das stieg vom Herzen nach den Schläfen — es wallte und brauste in ihren Ohren, es klang in ihrem Sinn.

Nun war es erwacht — das Weib.

* * *

Im Tageblatt stand es. Sie las es täglich; es interessierte sie alles, was um ihn her vorging, dort in dem großen Berlin.

Darum sein Schweigen! Dies rätselhafte Schweigen! Obs eine von den beiden hübschen Mädchen war? Damals beim Ball? —

Unzählige Mal war sie nach dem Postamt gerannt. L. L. 100? Wieder das lächelnde „Bedauern, mein Fräulein“, wieder das ahnende Zittern im Herzen. Dann ein Brief. Flamme heiß — wie er selbst. Glackernd, unklar — wie die Lohse damals in seinem Blick.

„Trudchen — Süße — Einzige! Wie soll ich es ertragen?! Ich schwieg, weil es mir schwer fiel, das Schreckliche zu sagen. Es muß sein! Nie mehr Dein Goldhaar stämmern sehen! Nie mehr von Deinen Lippen Seligkeit empfangen! — Verdammte mich nicht, daß ich dem unerbittlichen Muß mich beuge!“ —

Sie starrte auf die schwarzen Lettern im Tageblatt, wie sie den Brief angefaßt hatte — vor sechs Wochen.

Was erst sechs Wochen? Sechs Monate? Sechs Jahre?

* * *

Und dann waren es sechs Jahre. Nur manchmal noch spürte sie erschauernd den heißen Atem auf ihrem Nacken. —

„Trudchen!“ Ein anderer flüsterte es, ihr Bräutigam. Das ist auch Liebe. Aber still und sanft wie Mondeslicht.

Dit strich er zärtlich über ihr schimmerndes Blondhaar.

„Trude, was denkst Du?“

„Daß Du so gut und lieb bist, Erwin!“

„Sonn nichts?“

„Doch! Noch etwas. Ich denke, was schwerer sein mag: Von Sünde befreit zu erwachen — oder in Sünde erwachend zu liegen?“

Er küßte zärtlich ihre Stirn.

„Mein kleines Mädchen! Was sind das für schwarze Gedanken! Dank Deinem Schutzgeist, daß Du es nicht weißt.“ —

Wie er fort ist, nimmt sie ein Bild aus ihrem Nähtisch. Es ist alt und stumpf, wie von Tränen. Sie sieht es lange an. — Das war ihr Schutzgeist!

Und deutlich klingt ihr im Ohr: „Dank ihres! Der Mutter!“

— Spruch. —

In, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
In es, daß es niemand weiß,
Und geoppelt ist sein Preis.

Friedr. Rückert.

Was die Schönheit kostet.

Nach berichtet aus London: Nie wurde die Pflege der Schönheit so eifrig studiert oder das Geheimnis ewiger Jugend so unermüßlich von Frauen jeden Alters in der Gesellschaft gesucht wie heutzutage. Die Folge ist, daß es Frauen im „mittleren Alter“ nicht mehr gibt, und daß ein schöner Teint ohne Runzeln die Regel, nicht die Ausnahme bildet. Eine Schönheit zu sein ist jedoch ein sehr kostspieliges Vergnügen, und wenn ein Mann eine Schönheit der Gesellschaft heiratet, muß er darauf vorbereitet sein, nicht bloß 20000 Mark für ihre Toilette, sondern etwa noch die Hälfte dieser Summe für die Erhaltung ihres Aeußeren auszugeben. Es ist zunächst selten, eine in allen Einzelheiten vollkommene Schönheit zu finden. So war z. B. ein siebzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines Baronets, wirklich eine Schönheit, nur ihre wunderbar geformten Arme waren mit Haaren dicht bedeckt. Die Entfernung durch Elektrolyse war schwierig und dauerte lange, und die Kosten dafür betragen 2000 Mark. Dieselbe Spezialistin, die diese Aufgabe erfüllt hatte, nahm in wenigen Monaten 20000 Mark ein, weil sie einige Damen von Haaren auf Gesicht und Armen befreit hatte. Für einen schönen Teint bezahlt die Schönheit jeden Preis. Fast jede Dame der Gesellschaft hat ihre eigene Teint-Spezialistin, die wenigstens einmal wöchentlich aufgesucht wird; ihr Name wird selbst nicht der besten Freundin verraten. Ueber die Kosten, die die Pflege der Schönheit verursacht, macht eine dieser Schönheits-Spezialistinnen folgende Angaben. Die bloße Behandlung des Gesichts durch Dampf und Massage kostet 20 Mark wöchentlich, und wenn Schönheitswasser dazukommen, so sind 2000 Mark jährlich für Gesichtsbildung schnell ausgegeben. Ein Wechsel der Schönheits-Spezialistin erfordert natürlich neue Auslagen für kosmetische Mittel, da nicht zwei dieselben Mittel brauchen. Die erste Ausrüstung in Schönheitswassern und kosmetischen Mitteln beträgt bei einer Schönheits-Spezialistin 215 Mark, und da die kosmetischen Flaschen bald erschöpft sind, so müssen auf die Wiederfüllung wenigstens 256 Mark jährlich gerechnet werden. Manche Dame bezahlt 60 Mark für eine Schachtel Rouge, und 10 Mark für eine Puderquaste ist kein ungewöhnlicher Preis. Ferner muß jetzt jede Dame für ihre Besuche auf dem Lande, wo ihr keine Spezialistin zur Verfügung steht, ihre eigenen elektrischen Geräte besitzen. Für 100 Mark erhält sie eine elektrische Batterie, vier verschiedene Bürsten, einen elektrischen Kamm und einen elektrischen „Gesichtsröller“. Sie muß auch ihre elektrischen und heilkräftigen Bäder haben, die jährlich 1000 bis 1600 Mark kosten. Farben- und Lichtbäder kosten wenigstens 10 Mark bei jedem Besuch, und für eine besonders beliebte Behandlungsart bezahlen die Damen 200 Mark monatlich oder 2000 Mark jährlich. Für die Bäder im eigenen Hause brauchen sie Badefachets. 43 Mark für 20 Sachets ist ein sehr gewöhnlicher Preis. Da sie aber bei dem Morgen- und Abendbad sowie zu Gesichtswaschungen gebraucht werden, kann sehr viel dafür ausgegeben werden. Viele Damen brauchen z. B. für jedes Morgenbad einen halben Liter Eau de Cologne. Dazu kommen die luxuriösen und kostspieligen Badegeräte. Seife für 10 Mark das Stück, Frottierbürsten zu je 10 Mark, Schwämme für 7,50 Mark, die teuersten Badetücher, alles das kostet wenigstens 400 Mark jährlich. Die Haarpflege mit Haarwasser, Haarcreme, Shampooieren und Besuche beim Friseur kosten 400 bis 600 Mark jährlich, wogu noch die jetzt so beliebten künstlichen Köpfe kommen. Der Maniturelaffen kostet 100 Mark und 200 Mark jährlich die Besuche bei der Maniture. Natürlich fährt eine Schönheit mehrmals jährlich noch nach Paris, um sich von einer berühmten Spezialistin behandeln zu lassen. Das „Abhäuten“ des Gesichts kostet Tausende, das Emailieren von Hals und Armen für den Abend wenigstens 400 Mark jährlich allein für das Material.

Zur Entwicklung der Figur dienen noch gewisse Körperübungen wie Fechten. Eine Gesamtaufstellung

der Kosten ergibt, daß diese Ausgaben für die Pflege der Schönheit jährlich über 10000 Mark betragen.

Der Telegraph und die Indianer.

Für Zeit, als die Linie des Pacific-Telegraphen errichtet wurde, war man in großen Sorgen, daß die Indianer die Anlage zerstören würden. Allein die Drähte blieben unverletzt und die Telegraphisten ungestört. Die Ursache dieser Erscheinung war heilige Scheu, welche die Indianer vor dem „sprechenden Draht“ haben, welchen sie nicht anzurühren wagen. Dieses aus Furcht und Verehrung gemischte Gefühl hat seinen Ursprung in folgendem Vorgange:

Als Mister Creighton die Ueberlandlinie herstellte, traf er bei den Indianern auf keinen ernstlichen Widerstand, doch mußte er jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß sie die sämtlichen Stangen umhauen und die Drähte niederreißen würden. Um diesem vorzubeugen, beschloß er, den Aberglauben, der bei den Indianern eine gewaltige Rolle spielt, zu benutzen. Als die Linie daher von Fort Kearney bis Fort Laramie, die etwa 500 englische Meilen von einander entfernt sind, vollendet war, richtete er es so ein, daß an demselben Tage der Häuptling der Arapahos-Indianer zu Fort Kearney-Station und der Häuptling der Sioux-Indianer zu Fort Laramie anwesend waren. Diese beiden Stämme gehören zu den mächtigsten der Ebenen, und die beiden Häuptlinge waren enge mit einander befreundet. Nachdem die Operatoren auf beiden Stationen sich durch Signale überzeugt hatten, daß jeder von ihnen einen Häuptling am Ellenbogen hatte, fragte Mister Creighton, der zu Fort Kearney war, den Arapahos-Häuptling, ob er nicht Lust habe, etwas mit seinem Freunde zu Fort Laramie zu plaudern. Der Indianer grinste Mister Creighton ungläubig an. Endlich überzeugte dieser den Indianer, daß hier von keinem Scherze die Rede sei, und demog ihn, eine Frage zu stellen. Der Sioux antwortete. Die Unterhaltung wurde lebhafter, und die Fragen und Antworten flogen hin und her. Beide Häuptlinge waren außer sich vor Staunen, und nach echter Indianerweise forschten sie nicht nach einer Erklärung des Wunders, sondern nahmen die Erklärung des Mister Creighton und des Telegraphisten zu Fort Laramie, daß der Telegraph die Stimme oder vielmehr das Sprachrohr Manitous, des „großen Geistes“, sei, mit gläubigem Vertrauen an.

Um die Demonstration zum Abschluß zu bringen, ließ man die beiden Häuptlinge sich gegenseitig einladen, sich halbwegs zwischen den beiden Forts zu treffen. Der Einladungs wurde sofort Folge geleistet, als ob es ein direkter Befehl Manitous sei. Die Häuptlinge ritten auf für sie bereit gehaltenen Pferden 250 Meilen weit, trafen sich und überzeugten sich, daß es mit der Unterredung, die sie eine Woche zuvor, 500 Meilen weit von einander entfernt, gehalten hatten, keine vollständige Nichtigkeit habe.

Die wunderbare Mär vom Telegraph wurde bald unter allen Indianerstämmen bekannt, und von jener Zeit an bis jetzt waren Stangen, Drähte, Instrumente, kurz alles, was zum Telegraphen gehört, in den Augen der Indianer heilig und blieben unberührt.“

Neues Land.*

(Schluß)

Schwerdrupe, dessen erstes Winterquartier in der Nähe von Greeley's letztem Lagerplatz lag, gibt ein ergreifendes Bild der Leiden jener Expedition. Aber er fügt hinzu: „Trotz alles Schrecklichen, was andere hier erlebt, fühlten wir uns im Grunde genommen sicher. Denn die Wissenschaft hat gesiegt; Kälte und Storbud werden uns nicht länger knechten, ebensowenig der Hunger. Ja, ich scheue mich nicht zu sagen, daß

* Kapitän D. Schwerdrupe: „Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten.“ Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1903.

solche Dinge sich nicht wiederholen dürfen und sich nicht zu wiederholen brauchen; geschieht es, so trägt der Führer die Schuld daran."

Mir scheint in den letzten Worten ein wenig Ueberhebung des Glücklichen zu liegen. Sverdrups Expedition war auf höchstens drei Winter berechnet, doch sah er sich gezwungen, noch einen vierten Winter im hohen Norden zuzubringen, weil die „Fram“ nicht vom Eise loskam. Allerdings reichten die Vorräte der „Fram“ für fünf Jahre und wurden durch ergiebige Jagd im Frühjahr vermehrt. Aber wenn nun die „Fram“ auch in den nächsten Jahren vom Eise nicht hätte loskommen können, und wenn schließlich nicht nur der Proviant, sondern auch die Munition ausgegangen wäre, so hätten sich die schlimmsten Erlebnisse von Nordpolfahrern leicht wiederholen können. Auch sonst können tausend Zufälle trotz aller Vorsicht und Umsicht des Führers eine Expedition in die schlimmste Lage bringen. Zweimal brach auf der „Fram“ Feuer aus, wodurch leicht sämtliche Vorräte hätten vernichtet werden können; das eine Mal war große Gefahr vorhanden, daß zwei Pulverfässer explodierten und ein Behälter mit 200 Liter Spiritus Feuer fing. Was wäre dann wohl das Schicksal der Expedition gewesen! Und das trotz aller Fortschritte der Wissenschaft. Krankheitsfälle eine Expedition in die schlimmste Lage bringen können, ist ein Gedanke, der sich gerade Sverdrup doch deutlich ausdrängen mußte. Noch im ersten Winterquartier, im Juni 1899, starb nach kurzen Unwohlsein recht unvermutet der Arzt der Expedition, Doktor Svendsen, ein noch junger, erst 33 Jahre alter Mann, und im Oktober desselben Jahres erlag ein noch jüngerer Mann, der erst 27 Jahre alte Heizer Brasterud, den Folgen einer Erkältung, von welcher fast niemand an Bord verschont geblieben war. Da die gesamte Expedition, den Führer eingeschlossen, nur 16 Mann zählte, so können auch solche Verluste, namentlich, wenn sie sich wiederholen, geradezu verhängnisvoll für das Schicksal der übrigen werden.

Ihr Ziel erreichte die Expedition insofern nicht, als es ihr nicht gelang, in das Kane-Beden einzudringen; Sverdrup sah sich der ungünstigen Eisverhältnisse halber genötigt, schon im August 1898 unter 78 Grad 46 Minuten nördlicher Breite eine günstig gelegene Stelle gegenüber der Him-Insel zur Ueberwinterung aufzusuchen. Von hier wurde ein großer Teil des noch unbekanntes Ellesmerlandes, nördlich von Nord-Wincoln, auf Schlittenreisen durchsorscht. Etwas weiter nördlich überwinterte die „Windward“, das Schiff der amerikanischen Expedition unter Peary, dem es in den nächsten Jahren glückte, durch den Kennedy-Kanal erheblich weiter nach Norden vorzudringen. Am 6. Oktober traf Peary bei einem Ausfluge unerwartet bei der „Fram“ ein; im März 1899 wurde von der „Fram“ aus ein Besuch bei Peary unternommen. Später trafen sich die Expeditionen nicht mehr; Peary gelang es, wie gesagt, weiter nach Norden zu kommen, während der „Fram“ ein Eindringen ins Kane-Beden auch im nächsten Jahre verweigert blieb. Sverdrup entschloß sich deshalb, wieder nach Süden zu dampfen und in den sich nach Westen erstreckenden Jones-Sund einzufahren. Der südliche Teil von Ellesmerland, Nord-Wincoln, begrenzt diese breite Meeresstraße im Norden. Die westliche Erstreckung dieses Landes war noch in keiner Weise erforscht, sie bildete noch durchaus „Neues Land“, das näher kennen zu lernen eine lohnende Aufgabe schien. Dorthin wurde also der Schauplatz der Expedition für die nächsten Jahre verlegt. Die Südküste des weiter westlich gelegenen Landes, dem Sverdrup zu Ehren des schwedisch-norwegischen Königs den Namen König Oskar-Land gab, zeigte tief ins Land sich erstreckende Fjorde, in deren einem die „Fram“ ein geschütztes Winterquartier fand, unter 76½ Grad nördl. Breite und 84½ Grad westl. Länge.

Das Land ist nicht so unfruchtbar, wie man sich meist vorstellt. Ganze Herden von Polarochsen finden dort noch ihre Nahrung und bilden ein sehr geschätztes Wild für die Ausflügler. Schon bei der ersten Ueberwinterung war das Fleisch dieser Tiere, die noch bis über den 80. Breitengrad vorkommen,

eine willkommene Bereicherung der Vorräte. Von irgend welchem Moschusgeschmack, der ihm der Tradition nach anhaften soll — das Tier heißt ja auch Moschusochse — war nach Sverdrups Aussage nicht das geringste zu spüren; ebenso zeigte die sehr kräftige Milch, die der Kenntiermilch ähnelt und wie gute Sahne schmeckt, keine Spur eines Moschusbeigeschmacks.

Kenntiere wurden in den vier Jahren des Aufenthaltes in jenen Ländern nur ganz vereinzelt angetroffen; doch wurden häufig abgeworfene Geweihe und ältere Spuren von Kenntieren gefunden. Vermutlich ist die Zahl der Kenntiere durch den Polarwolf sehr herabgemindert worden, in früherer Zeit muß das Kenntier hier viel zahlreicher gewesen sein. Auch alte, jetzt verlassene Anhebungen von Eskimos wurden im Lande getroffen.

Als die „Fram“ im Sommer 1900 vom Eise freikam, fuhr sie bis an das Ende des Jones-Sundes; westlich zeigte sich dem König Oskar-Land eine Insel, Nord-Kent, vorgelagert. Die „Fram“ fuhr zwar in das offene Meer nördlich hiervon hinein — Sverdrup taufte sie die Norweger-Bucht —, mußte zur Ueberwinterung aber in den Jones-Sund und einen der Fjorde von König Oskar-Land zurückkehren, wo sie dann noch wider Willen ein weiteres Jahr festgehalten wurde, ehe sie die Heimreise antreten konnte. In diesen Jahren wurde dieses Land sowie die im Norden und Nordwesten der Norweger Bucht gelegenen Lantgebiete, große reich gegliederte Inseln, die nach den Veranlassern der Expedition, Axel Heiberg, Amund Rignes und Ellef Rignes benannt wurden, in geographischer Hinsicht recht sorgfältig erforscht und durch Karten aufgenommen. Den nördlichsten Punkt erreichte Sverdrup auf einer Schlittenreise am 8. Mai 1902 auf einer kleinen Insel an der Nordwestspitze von Grant-Land, das nach Nordosten zu auf ihn den Einbruch machte, als bestände es ebenfalls aus vielen Inseln; dieser Punkt, den er „Lands-Loff“ nannte, liegt unter 81 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 92 Grad westlicher Länge.

Was die Schilderung betrifft, die Sverdrup von der Reise im einzelnen gibt, so geht sie mit großer Breite und Ausführlichkeit auf jede kleine Einzelheit ein, so daß zumellen der Einbruch entfiel, als käme es dem Verfasser darauf an, unter allen Umständen zwei dicke Bände zu füllen, selbst wenn Unwesentliches dabei erzählt würde. Das Wissenswerte und für den Geographen Notwendige aus den beiden Bänden läßt sich auf bedeutend kürzerem Raum zusammenfassen, und die Schilderung der einzelnen Jagdabenteuer ist nicht immer interessant und zuweilen etwas ermüdend.

Als Anhang sind dem Buche kurze Berichte über die geologischen, botanischen, zoologischen und meteorologischen Beobachtungen während der Expedition beigegeben, trodene Berichte der betreffenden Teilnehmer, die jedoch zur Beurteilung der entsprechenden Verhältnisse jener Länder von Wert sind.

Im ganzen ist die Expedition als eine wissenschaftlich ergebnisreiche zu bezeichnen; hat sie auch nicht Nord-Grönland erforscht, so hat sie dafür bisher unbekannt und noch nie betretene Landgebiete von einer Ausdehnung, die der des Königreichs Preußens fast gleichkommt, der Kenntnis erschlossen und das geographische Bild unserer Erde entsprechend erweitert.

Vermischtes.

Eine Sammlung von Indianerpflanzen wird der nordamerikanischen Bundesstaat Montana auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 ausstellen. Der offizielle Botaniker des Staates, Dr. Manenship, ist eifrig beschäftigt, diese Sammlung von Pflanzen und Wurzeln zusammenzubringen, und äußert sich über diese Spezialausstellung wie folgt: „Die Sammlung wird nicht nur etwas Ungewöhnliches und Interessantes für die Ausstellung sein, sondern ich glaube auch zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sie ein großes historisches und wissenschaftliches Interesse hat. Es ist kein Zweifel, daß die Indianer vergangener Zeiten große Kenntnisse des

medizinischen Wertes der Pflanzen hatten, die sie zur Nahrung oder anderen Zwecken verwendeten. Es ist z. B. wenig bekannt, daß in früheren Zeiten die Indianer eine Sonnenblumenart zogen, deren Samen sie zur Herstellung von Brot benutzten; ebenso wenig, daß die Indianer eine Tabakspflanze hatten, welche jedenfalls an Wert und Qualität die heute für den Handel gezogenen Sorten weit übertraf. Ebenso gebrauchten die Indianer vergangener Zeiten eine große Anzahl von Pflanzen zum Räucher in ihren Wohnstätten. Sie verbrannten süßes Gras, Balsam und rote Zedern. Andere Pflanzen wurden während der religiösen Zeremonien verbrannt. Alle diese Pflanzenarten sind bei einiger Bemühung zu einer Sammlung zusammenzubringen. Aber binnen kurzem wird sich die Kenntnis der Indianer betreffs der Verwendung dieser Pflanzen verloren haben, denn die neuen Generationen der Indianer kümmern sich nicht mehr um die Gebräuche ihrer Vorfahren, sondern richten sich nach den Vorschriften der modernen Zivilisation. Geht nicht bald etwas, um die Indianertraditionen betreffs des Gebrauchs der eigenartigen Pflanzen festzustellen, so dürften die hochinteressanten und im Laufe von Jahrhunderten erworbenen Kenntnisse vollständig verloren gehen.“

Pferdekraft. Die Gesamtleistung der vier Maschinen des Schnellmotors „Kaiser Wilhelm II.“ des Norddeutschen Lloyd beträgt nach dem technischen Ausdruck 40 000 indizierte Pferdekraft, eine Summe von Kraftleistungen, von der sich auch derjenige nur schwer eine Vorstellung machen kann, der sich noch aus der Physik stunde eine Erinnerung daran bewahrt hat, daß man unter Pferdekraft diejenige Kraft versteht, die 75 kg in einer Sekunde 1 m hochzubeben vermag. Wenn aber, wie es bei einem Schnellmotor der Fall ist, eine Maschine Tag und Nacht arbeitet, so leistet eine Maschinenpferdekraft durchschnittlich soviel wie 3 1/2 lebendige Pferde, sodaß die Maschinenkraft des „Kaiser Wilhelm II.“ der von 140 000 lebenden Pferden entsprechen würde. Das gesamte deutsche Reichsheer zählt aber nach dem Befehl vom 25. März 1899 nur 104 485 Dienstpferde! „Kaiser Wilhelm II.“ entwirft also in seiner Maschinenleistung fast die einundneunzigfache Kraft von sämtlichen Dienstpferden der deutschen Armee!

Im Karneval in Nizza. Aus Nizza wird berichtet: Der berühmte Karneval in Nizza, der durch seine Pracht jedes Jahr große Mengen von Zuschauern aus allen Weltteilen anlockt, ist in dieser Saison mit besonderem Glanze gefeiert worden. Die Mäße und Straßen Nizzas waren von einem Ende zum andern geschmückt worden, während auf der Place Massena von einem Meer von Arbeitern der riesige goldene Pavillon errichtet war, der als Palast des Prinzen Karneval während seiner kurzen, aber fröhlichen Regierung diente. Der Pavillon war durch Taufende von elektrischen Lampen erleuchtet worden, während ein starker Scheinwerfer von der Kuppel darüber spielte. Die Ausschmückung der Place Massena kostete allein einige 20 000 Mark. Der Herrscher des Festes, Prinz Karneval Zuckerplume, Kaiser der Sabara, war eine riesige Karnevalfigur von „Kaiser Jacques I.“, die auf einem Thron von 24 schwarzen nubischen Niesen getragen wurde. Das Bild des Prinzen und der Wagen, auf dem es mittels eines verborgenen Automobils durch die Straßen geführt wurde, ragte ungefähr vierzig Fuß hoch auf und kostete ungefähr 20 000 Mark. Prinz Karneval ist seit unbenklichen Zeiten fast immer von seiner Frau begleitet worden. Im Karneval dieses Jahres hat man es jedoch für angemessener und richtiger gehalten, dem Sabaramonarchen zu gestatten, seinen Harem mitzuführen, der einen prächtigen Wagen entnahm.

Das Neuseite vom klugen Hunde. Ein Mann im Staate New York besitzt einen kleinen Eske Terrier Namens Rex, der hervorragend klug ist. Natürlich besteht der Hund auf seinen Rechten, seinem eigenen Platz am Feuer, seiner eigenen Sofaede, seinem eigenen Bett am Fußende des Bettes seines Herrn und, was interessanter ist, seiner eigenen Schlafenszeit. Oft, wenn abends Besucher nach 10 Uhr noch bleiben, kommt Rex in das Gesellschaftszimmer, geht unruhig umher und legt sich genau in die Mitte des Kretzes, mit einer ermatteten Miene, die nicht misszuverstehen ist. Wenn der Besucher noch bleibt, so erhebt Rex sich und gähnt, darauf winzelt er sanft, und mit heftigem Schwanzwedeln sucht er an die Seite seines Herrn zu kommen und blickt den Fremden erwartungsvoll ins Gesicht, als ob er sagen wollte: „Warum geben Sie denn nicht, damit wir zu Bett gehen können?“ Einmal waren — so erzählen die „Daily News“ — ein halb Duzend Leute bei seinem Herrn und seiner Herrin; zwischen zehn und elf Uhr saßen die Gäste noch im Salon umher, in Gesprächen begriffen. Rex war milde und sehr flechtler Laune, als hätte ihm plötzlich ein glänzender Gedanke kam. Er rannte die Treppe hinauf in die Schlafkammer, packte seines Herrn Nachthemd, das auf dem Bett lag, schleppte es hinter sich her und legte es im Gesellschaftszimmer unten seinem Herrn vor die Füße, angehängt der verjammelten Gatte. Unter großem Gelächter verabschiedeten sich alsbald die Gäste . . .

Für nur 2 Mark 80 Pfg.
versenden wir eine genau
regul. Nickel-Werk-Uhr
mit
Leuchtblatt
Kein Risiko, Umlausch
gestattet. — Schriftliche
Garantie! Preisbuch mit
über 2000 Abbildungen
gratis und portofrei.
Ulrich
Gebr. Loesch, Verleger
Leipzig 4.



Clichés
in Autotypie und Stroh-
ätzung liefert schnellstens
und billigst.
Wilhelm Greve, Berlin SW.

Musikinstrumente
für Orchester Schule und Haus.
Neu ersehene
Preislisten frei.

Jul. Heine, Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh. St. Petersburg, Moskau, London.

+ Magerkeit. +
Schöne, volle Körperformen durch unser
orientalisches Kräftpulver, preisgekrönt
goldene Medaille, Paris 1900, Hamburg 1901,
Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 50 Pfund
Zunahme, garantiert unschädlich. Streng
reguliert — kein Schwindel. Viele Dankschreiben.
Preis Karton mit Gebrauchsanweisung
2 Mark. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto.
Hygien. Institut
D. Franz Steiner & Co.,
Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

Buch über Ehe
von Dr. Retau m. 39 Abb. Hart 2,50 nur
21,1.30. Preisliste über int. Bücher gratis.
R. Oschmann, Soltau 189.

Flechtenkrankhe.
Erläuterung der Entstehung, Verbreitung,
Symptome, Diagnose, Prognose, Therapie,
Prophylaxe. Von Dr. med. R. Oschmann.
Preis 1,50. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto.
Verlag v. J. Neumann, Neudamm 189.

Hienfang-Essen
für Webererfänger 1 Tm 2,50 (30 Stück).
21,7. — (einsten übernahm) Gebr. Paul Seiffert,
Dittersbach Nr. 41 bei Waldenburg (Schlef.).

Königr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Prof. A. Holtz.
Höhere techn. Lehranstalt f. Elektro-
u. Maschinentechnik.
Elektrot. u. Maschinen-Laborat.
Lehrfabrik-Werkstätten.
36. Schuljahr. 3500 Besucher.
Programme etc. kostenlos d.
d. Sekretariat.

Lesen Sie!
Das Buch über kleine Familie.
Preis mit Briefporto 80 Pfennige.
Emil Kunze, Leipzig-Th. 34.

Gustav Kreinberg, Markneukirchen
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Director Versand unter Garantie. Katalog gratis u. fr.

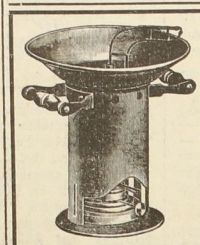


Schönheit,
gutes, reines Gesicht, blendend schöner Teint,
rothes, jugendliches Aussehen, sammetweiche
Haarfarbe — diese liefert
Süßmilch,
befähigt wunderbar leicht Wangen, Sommer-
bräunen, gelbe Haut und Spaltunreinigkeiten,
zu blasser Haut zu bringen. — Diese Annehmungen,
Erfolge garantiert.
Friedrich Töpke, Södingen.



Schwarzwald - Kleiolin.

Was ist und was nützt es?
Kleiolin ist ein konzentrierter Auszug von feinsten
Kiefern und würtzigen Schwarzwaldkräutern!
Kleiolin macht schön, frisch und gesund!
Kleiolin wirkt nervenstärkend und wohltuend
für den ganzen Körper!
Kleiolin kräftigt und regt die Hauttätigkeit an!
Kleiolin-Bäder sind das beste Stärkungsmittel
für schwächliche Kinder!
Kleiolin-Waschungen wirken erfrischend auf
den gesamten Organismus!
Kleiolin benimmt dem Wasser seine Härte,
besitzt Pickel, Finnen, Mitesser u. s. w.!
Kleiolin erzeugt den schönsten Schmuck, einen
zarten Teint, blendende Schönheit u. Jugendreiz.
Kleiolin-Seife macht und erhält die Haut zart
weich und geschmeidig!
Chemische Werke G. m. b. H.
(vorm. Dr. C. Zerbe)
Freiburg i. Baden.



Jatrevin-Rapid-Inhalator
und das Jatrevin. D. R. W.-Z. No. 63582.
**Ueberraschende Erfolge bei Hals- und
Lungenleiden. — Bekämpfung der
Tuberkulose ohne Bernstäubung!**
Nach den gesammelten u. publizierten ärztlichen
Gutachten schnelle Heilung bei Tuberkulose
(Schwindsucht). — Apparat complet mit Ge-
brauchsanweisung sowie Broschüre mit ärztlichen
Gutachten und einer Flasche Jatrevin-Lösung
Mk. 15.— gegen Nachnahme. — Broschüre
gratis und franco.
P. Kerkow & Co.,
BERLIN SW., Friedrichstr. 243.
Inhalations-Anstalt unter ärztlicher Leitung.

Wissen Sie es schon?
dass Sie sich aus Ihrem resp. jedem
Fahrzeug
ohne Abänderung desselben
— ein Motorrad —
machen können ohne Hunderte von
Mark auszugeben?
Verlangen Sie sofort Prospekt und Preise
hierüber.
Komet-Fahrradwerke
A.-G., Dresden 206.
Beste und billigste Bezugsquelle für Fahrräder
und Zubehörsache.



Der Magnetismus als Heilfaktor
erläuternde Schrift über magnetische Behandlung (auch Selbstbehand-
lung). Preis 25 Pfg. d. **Dittmars Institut, Leipzig, Sophienstr.**

In 10-12 Tagen einen blendend reinen, sammet-
weichen Teint. — Ganz
neues Aetzmittel, vorgefertigt, Verfahren zur rationalen Pflege
der Haut, — vollständig in feiner Umver-
bung und sicher im Erfolg, — ohne Berufsunfähigkeit.
**Gesichtspickel, Mitesser, Sommerprossen, Nas-
tenröte, Leberflecke, Warzen re-**
sultierend von rotem Mittel, vollst. ausbrechend zum Erfolg, für Mt. 3.— und 50 Pf. Porto.
Allein-Vertrieb für ganz Deutschland dieser in ihrer auserkann-
tens würdigen Wirkung einzig bestehenden Mittel nur durch das
General-Depot **F. E. Munkel, Hofgasse Nr. 55.**



Sie erzielen bei
Asthma & Kurzatmigkeit
überraschenden Erfolg mit
Herner's Asthma-Mixtur
à Flasche 3.— Mk.
Hauptdepot für Deutschland:
Salomonis-Apotheke, Leipzig.

Best. Gujant, Quebrachstraße 44 50, Bierweg, Klatschrosenbl. 20, Weihenst. Sternanis 40,
Weidenber 16, Oberländer 18, c. Reimschw. 32, o. Süssholz, Lism. 68, Wasser 1000g, Glycerin 100g

MUSIK-WERKE
aller Art, Phonographen etc.
gegen Monats-
Raten v. 2 M an
Illustr. Kataloge gratis
BIAL & FREUND, Breslau



Deutsch, erstklass. Roland-Fahrräder
auf Wunsch auf Teilzahlung.
Anzahl. 25-50 Mk.
Abzahl. 8-15 Mk.
monat. Gegen
Barzahlung
bei Fahrrädern
v. 70 Mk. an.
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Cöln 451.



Unterricht
in Massage sowie Wassernan-
wendungen etc. erhalten Herren u.
Damen im 1890 gegen
Max Lindner, Dresden-A.
Strehlenstr. 31. — Aertzl. Attest.
Stellennachweise. — Prosp. grat. u. frk.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Soeben erschien:
Die III. Auflage der
Karte
zum
russisch-japanischen
Krieg
Masstab 1 : 690000
in 8 farbigem Druck, mit Umschlag
Grösse 54 x 62 cm
Preis Mk. 0,50
Geographisches Institut
Wilhelm Greve
BERLIN SW. 68, Ritterstr. 50.

Hygien. Gummi-Waaren.
Preisliste gratis
Phil. Rümpfer, Frankfurt a. M. 19.

Pflegel die Zähne mit
Tilit
anerkannt das feinste, anti-
septische Mundwasser der
Gegenwart.

Hygienische Bedarfsartikel.
• Interessante Bücher. •
• Preislisten kostenfrei. •
Vogel & Co., Leipzig, Eurtzschowstr. 57.

— Modell 1904. — **Werneburg Rad**
Vornehmste Marke d.
Welt concurrenzbill.
v. 63 Mk. an. 1 Garmit.
Pneumatische 50 Pf.
Alle Zubehörsache er-
staunlich billig! Catalog gratis u. franco.
Thüringisch-Fahrrad-Industrie
Mühlhausen i. Thür. 85.



Um unsere Ware überall einzuführen und es Jedem zu ermög-
lichen sich von der uner-
reichlichen Güte und Billig-
keit mit wenigen Kosten zu überzeugen, liefern wir **Mark 2,00 franko gegen Nachnahme.**

Das nachstehende 4 Gegenstände zum extra billigen Preis von
Ein schönes Taschenmesser mit zwei fein polierten Klingen und zwei fein polierte Aluminium-Schalen.
Eine hochfeine vergoldete Damenhalskette ca. 140 cm lang. — Die allbeliebte „Glaube, Liebe, Hoffnung“-
Brosche, fein vergoldet mit Perlen. — Ein sehr schönes Portemonnaie aus imitierten Juchtenleder mit
vernickeltem Innenbügel, echter Juchtenklappe. — Unser illustrierter Haupt-
katalog mit ca. 3000 Abbildungen aller unserer Waren versenden umsonst und
portofrei. Diese vorstehende Offerte ist konkurrenzlos und sollte Jeder im
eigenen Interesse einen Versuch machen. Wenn nicht gefallt, nehmen die
Sendung gerne wieder und zahlen Betrag zurück.

E. von den Steinen & Co., Wald bei Solingen 278
Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus I. Ranges.
Wiederverkäufer verlangen Extrabedingungen.



Verantwortlich für die Redaktion, für Geschäftsliches und Anzeigen: Fr. E. Göttsch, Berlin S.; Verlag von Max Paß, Berlin SW.; Rotationsdruck von Wilhelm Greve, Berlin SW.